

nig Bedeutung besitzt. Die vorgeschichtliche Kunst spiegelt den Wandel der Wirtschaft wieder. Aber daß es Religion gibt, daß der Mensch sich nicht wie das Tier mit dem unmittelbar Vorliegenden zufrieden gibt, das ist nicht das Ergebnis der Wirtschaft. Vielmehr ist der Mensch umgekehrt nur darum fähig, Wirtschaft zu treiben, was das Tier nicht tut, weil dieses geheimnisvolle Etwas in ihm lebt, das sich zuerst in Religion und dann auch in den andern Kulturbereichen auswirkt, seine Geistigkeit. Es ist eines der Ergebnisse der Erforschung der Felsbilder, daß die Höhe dieser Geistigkeit nicht von der Höhe der technischen Entwicklung der Kultur abhängig ist. Die herrlichen Bilder des Eiszeitmenschen beweisen, daß er im eigentlich Geistigen seinen Nachfahren nicht nachsteht und daß damals wie zu jeder Zeit einzelne außergewöhnlich Begabte und Schöpferisch aus der großen Menge hervorragten. Stetiger Fortschritt ist möglich, wenn auch nicht notwendig, im Organisatorischen und Technischen, aber nicht im Geistigen.

Durch seine vielen Tafeln und Zeichnungen im Text ist das schön ausgestattete Buch von Kühn wie ein kleines Museum dieser fernen Kunst Europas. Der Text verrät den Fachmann, der sich in langjähriger Arbeit mit seinem Stoff geistig vertraut gemacht hat. Der Band schließt mit einem von Karten begleiteten vollständigen Verzeichnis aller europäischen Fundstätten vorgeschichtlicher Felsbilder. A. Brunner S.J.

### Zur Geistesgeschichte des frühen Griechentums

Wer die abendländische Kultur in ihrer Eigenart erfassen will, muß sie im Morgenlicht ihres erwachenden Geistes betrachten. Hermann Fränkel<sup>1</sup> hat

<sup>1</sup> Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. Eine Geschichte der frühgriechischen Literatur von Homer bis Pindar. (XII und 680 S.) New York 1951, American Philological Association.

uns ein Werk geschenkt, das uns zum Quellgrund unserer Kultur zurückführt, eine Geschichte des erwachenden abendländischen Geistes im Dichten und Philosophieren der griechischen Frühzeit, von der Mitte des achten bis herab in die Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, von Homer bis Pindar.

Da sind zuerst *Homer* und seine beiden Epen zu nennen, die *Ilias* und die *Odyssee*, beides Teile eines größeren Zyklus über das Schicksal Trojas und seiner Helden. Es sind die beiden großen uns erhaltenen Überreste aus dem epischen Zeitalter der Griechen, das sich von der später einsetzenden lyrischen und philosophischen Ausdrucksform frühgriechischen Geistes abhebt. *Homer* selbst ist entweder ein Sänger von ausgeprägter Individualität gewesen oder er hat dem einen oder beiden Gedichten die letzte Form gegeben. Die altgriechische Epik wandte sich an breite Kreise des Volkes; wir haben dafür gute Analogien in den serbisch-kroatischen Liedern, die der Slave *Matthias Murko*<sup>2</sup> gesammelt und mit den homerischen Epen verglichen hat. Diese Heldenlieder waren echte Volks-Muse und wurden beim Mahle vorgetragen und oft stundenlang fortgesetzt. Wie gebannt lauscht die Hörschaft, so schildert es uns die *Odyssee* (17, 518 bis 521). Das Wort dominiert bei diesem Gesang, das Instrument folgt dem rhythmischen Gang der Verse. In der *Ilias* wird die längst versunkene Vorzeit besungen, während die jüngere *Odyssee* mehr das Leben der eigenen Tage spiegelt. *Odysseus*, der Hauptheld, ist selbst ein großer Erzähler, der am Hof des Phäakenkönigs *Alkinoos* die Zuhörer bezaubert wie in der Hütte den Schweinehirten *Eumaios*.

Die fahrenden Sänger, die diese Heldenlieder vortrugen, lebten sich ganz ein in das Schicksal ihrer Helden, so

<sup>2</sup> *M. Murkos* Arbeiten sind veröffentlicht in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse, Band 173 Nr. 3 (1913); 176 Nr. 2 (1915); 179 Nr. 1 (1915); und zusammenfassend: *Neue Jahrbücher* 1919, S. 273 ff.



daß das berichtete Geschehen mit dem gegenwärtigen verschmolz, der Sänger sich als Odysseus, die Zuhörer sich als die Phäaken fühlten, ein reizvolles Märchenspiel im Zwischenland zwischen Traum und Wirklichkeit. Es ist eine Zeit, die noch wahre Muße kennt und nicht mit Arbeitsstunden rechnen muß. Der Kern der Troja-Epen ist historisch: kurz nach 1200 v. Chr., am Ausgang der mykenischen Zeit, ist eine der ausgegrabenen Trojastädte verbrannt und zerstört worden. Das ist genau die Zeit, in der nach der griechischen Chronologie der Trojanische Krieg stattgefunden haben soll. „Taten von Menschen und Göttern“ bilden die Themen der homerischen Epen (Od. I, 338). Die Ilias besingt den Zorn und die Versöhnung des Peliden Achilleus, die Odyssee die Irrfahrten und Heimkehr des allen menschlichen Schicksalen gewachsenen „göttlichen“ Odysseus.

In der Göttervorstellung der homerischen Epen begegnet uns zum ersten Mal die das archaische Zeitalter der Griechen nach Homer beherrschende Denkform, die polare Denkweise. Eigenschaften können nur gemeinsam mit ihrem Gegensatz erfaßt werden. Das gebundene menschliche Dasein bedarf daher des Gegenbildes eines unbeschränkten, aber im übrigen menschenähnlichen Daseins.<sup>3</sup> Daher bilden die homerischen Götter eine Familie mit dem Göttervater Zeus als Haupt, entsprechend der menschlichen Gesellschaft; aber dennoch stehen sie himmelhoch über dem tragischen Menschenleben, fern von Leid und Untergang, in olympischer Lebenshöhe. Homer ist in seiner letzten Haltung dem Göttlichen gegenüber nicht unfremd und unehrerbietig oder gar ungläubig,

wie es auf den ersten Anblick scheinen mag. Denn es ist für ihn feststehender Glaubenssatz, daß alles, was geschieht, nach dem Ratschluß der Götter geschieht, und in der Weltregierung verschmelzen die homerischen Götter zu einer Einheit, die in Zeus einen deutlichen Zug zum Eingottglauben aufweist, wenn auch getrübt durch die heidnische, vorchristliche Vielgötterei. Auch das Schicksal ist in die polare Denkweise des Dichters einbezogen. Teils nennt er es „Schickung der Götter“, teils läßt er auch die Götter sich dem Schicksal fügen wie Menschen. Dichter sind keine Theologen; das Menschliche steht im Vordergrund. Der homerische Mensch ist eine festgefügte Einheit, solange er lebt. Erst nach dem Tode zerfällt er in Leichnam (soma) und Seele (psyche), die aber nicht unsichtbar ist, sondern als verkleinertes Schattenbild des Lebenden dem Munde entflieht. Im Leben ist er weltoffen, ganz eingeordnet in den Kosmos von Göttern und Menschen, sehr triebhaft, aber im Handeln erstaunlich vernünftig und lebenskundig.

Mit Hesiods Lehrgedichten in epischer Form, der Theogonie, die zugleich Kosmogonie ist, und der Schilderung des Menschendaseins in „Werke und Tage“ werden wir nach der uns erhaltenen Überlieferung hinübergeführt zum eigentlichen archaischen Zeitalter, das mit der frühgriechischen Lyrik anhebt.

Das Epos als Gattung verlor sein Daseinsrecht, als die romantische Bewunderung vorzeitlicher Wildheit und Härte dem Zukunftsideal des praktischen, anpassungswilligen und gütigen Menschen Platz machte, als man den Realismus des Lebens zu erfassen begann, der sich nicht mehr mit der Bewunderung der alten Einfachheit zufrieden gab; als der Mensch, seiner selbst unsicher geworden, nicht mehr an einen unabänderlichen individuellen Charakter glaubte, sondern an eine „ephemere“, mit dem Wandel der Tage wechselnde Natur des Menschen, der in Kampf und Not des Lebens hineingestoßen, das Dasein je-

<sup>3</sup> Daß dabei das Göttliche nicht als abstrakte Form, sondern als konkrete Person erfaßt wird, ist ein echter Vorzug der homerischen Religiosität. Die Vielzahl der Götter und der Anthropomorphismus, die Übertragung menschlicher Unvollkommenheiten aufs Göttliche, bleibt natürlich der Irrtum, gegen den auch schon die frühgriechischen Philosophen eifern.



den Tag neu bewältigen muß. Geschichtlich bewegt und an Überraschungen reich, glich diese Zeit des ausgehenden 7. und des 6. Jahrhunderts in ihren Krisen und Übergängen unserer heutigen. Daher muten uns die literarischen Bruchstücke der frühgriechischen Lyrik und Philosophie modern an. Der Mensch fühlt sich in den Fluß übermächtiger, elementarer Ereignisse gestellt und muß sich darin zu behaupten suchen. Die politischen Kämpfe des Übergangs von der Monarchie zur Aristokratie und von dieser zur Demokratie mit dem Zwischenstadium der Tyrannis, die kriegerischen Drangsale durch Barbareneinfälle, die harten wirtschaftlichen Kämpfe beim Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, endlich die großen religiösen Strömungen der dionysischen Ekstase und der Orphik, die den frühgriechischen Menschen erst die Seele als *daimon*, als etwas Göttliches, vom Körper Geschiedenes, erleben ließen: all dies mußte den Menschen in seinen Grundfesten erbeben lassen und war der Muttergrund, aus dem der „archaische“ Mensch mit seinen charakteristischen Eigenschaften hervorstach. Mächtige Steigerung des Gefühlslebens, Entfesselung heftiger und tiefergehender Leidenschaften und Bildung kraftvoller Persönlichkeiten sind immer Früchte und Folgen bewegter Zeiten gewesen.

Der Mensch dieser archaischen Epoche befindet sich in einem Zustand der Hilflosigkeit (*amechania*) den elementaren Ereignissen außerhalb und in ihm selbst gegenüber; daher ist er bis in seinen tiefsten Seelengrund hinein „psychisch labil“. Seine Stimmung schwingt zwischen Extremen hin und her und kann jäh ins Gegenteil umschlagen: Liebe und Haß, Furcht und Freude, Resignation und Begeisterung, Todesangst und Lebensmut wechseln in ununterbrochener Folge und plötzlichem Umschwung. Dem entspricht die für den archaischen Menschen so charakteristische „polare“ Betrachtungs- und Ausdrucksweise. Gerade dies gibt dem

archaischen Denken und Sprechen seinen dynamischen Charakter. Diese polare Ausdrucksform durchzieht alle Literaturgattungen der griechischen Frühzeit. Sie findet in den Siegesliedern Pindars ihre feinste lyrische Prägung; in ihm erreicht die archaische Kunst ihren höchsten Gipfel: spätarchaisch ist die kunstvoll verschlungene Form, reifarchaisch die prunkvolle Sprache, die den Gedanken wie ein kunstvoll gefaltetes Gewand umhüllt; echt archaisch aber ist der Ablauf der Gedanken und Vorstellungen: in immer fließender Bewegung, im Zickzackgang der Gegensätze werden die Vorstellungen und Bilder des Dichters in ununterbrochener Folge polar auseinanderentwickelt. Das Köstlichste aber — wie es sich in allen archaischen Schöpfungen, der Kunst wie der Wissenschaft findet, bei Pindar jedoch zur letzten Verfeinerung gesteigert — ist die Beseelung des behandelten Gegenstandes. Trotz Schema herrscht kein dürrer Schematismus, kein klappernder Mechanismus abstrakter und nur schwach empfundener, daher unecht wirkender Begriffe, sondern es pulsiert immer, wenn auch wie bei Pindar in letzter Verhaltenheit, beseeltes Leben, echt menschliche Empfindung, gepaart mit feinem Gefühl für die Werte, die das Menschenleben adeln und erst lebenswert machen. Diesen ganzen Wertkomplex drückt Pindar in seinen Siegesliedern immer wieder mit dem Wort *areté*, Tüchtigkeit, Tugend, Wert aus, ähnlich wie die mittelalterlichen Sänger von „*zucht, tugent, mæze*“ sprechen. Seine Art dichterischen Ausdrucks bringt in uns Heutigen die Saiten zum Klingen, die in der Gleichschaltung und Mechanisierung des Denkens und Lebens allzu lange stumm bleiben mußten. Wenn Pindar in seinem achten pythischen Siegeslied die ganze Lage des archaischen Menschen in dem Ausruf zusammenfaßt: „*Ein-tagswesen! Was ist jemand und was ist niemand? Ein Schatten im Traum ist der Mensch!*“: haben wir diese Wahrheit nicht alle in tiefster Seele erlebt?



Den philosophischen Höhepunkt dieser Zeit bildet unzweifelhaft Heraklit aus Ephesos, der „Dunkle“ (Skotainós). Er ist der Philosoph des Werdens schlechthin, für dessen dynamische Betrachtungsweise des Daseins die Umwälzungen unserer Zeit uns wieder Verständnis lehrten. Heraklits Stil ist ausgesprochen archaisch in der fortlaufenden Verknüpfung von Gegensatzpaaren; es sei nur an sein bekanntes Wort erinnert: „Der Krieg ist aller Dinge Vater, aber auch aller König!“ Diese Antithetische Ausdrucksweise entspricht wiederum seiner frühgriechischen Grundhaltung. Alles entsteht aus seinem Gegensatz, das Leben aus Tod, das Warme aus dem Kalten usw.

In Heraklits Weltbild hat nur das Werden Platz, und alles Leben besteht nach ihm aus einem Spannungsgefüge von Gegensätzen („gegenstrebige Harmonie“), das aber selbst wieder in beständigem Flusse ist: „Du steigst nicht zweimal in denselben Fluß!“ Das Prinzip dieses Werdens ist nach Heraklit die Weltvernunft oder das Weltgesetz, der Logos, der sich im „Urfeuer“ kundgibt, aus dem alles Lebendige seine Wärme und Kraft empfängt. Dieses Urfeuer ist „göttlicher“ Natur, und je mehr Anteil der Mensch an diesem pantheistisch gedachten „göttlichen“ Urfeuer hat, desto mehr ist er „Mensch“, weil er eben auch „göttlicher“ ist, mehr Anteil an der Weltvernunft hat: „Der Mensch ist ein erloschener Gott und ein entzündeter Leichnam.“

Begrifflich fassen kann man die Vorstellung Heraklits vom Werden durch die Dynamik der Gegensätze nicht. Aber die polare Denkweise des frühgriechischen Geistes findet bei Heraklit ihren vollkommensten Ausdruck. Es geht ihm letztlich um die Erklärung des Seins als Spannungsmitte der polaren Gegensätze. Sein Einfluß auf das gesamte abendländische Denken kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Auch Platons Ideenlehre, nach der hinter dieser Welt der Erscheinungen die Welt der Idee, des wahren Seins, steht, ist ohne

Heraklit nicht denkbar. Ebenso wenig die „Entelechie“ des Aristoteles, das Prinzip alles lebendigen Werdens, die „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“, wie Goethe es ausdrückt.

Eine späte Auferstehung und vervollkommnung findet Heraklits Logoslehre in der stoischen Philosophie und in dieser Form erobert sie sich die hellenistisch-römische Welt, um schließlich der christlichen Lehre dienstbar gemacht zu werden in den lapidaren Eingangsworten des Johannesevangeliums: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“ (logos). Hier hat Heraklits Logoslehre ihren wahren Sinn gefunden: Der eingeborene Sohn Gottes, der ewige Logos, ist der wirkliche Träger des letzten Sinnes alles Geschaffenen, wie er auch dessen Erlöser ist, und in ihm findet sich die Versöhnung aller Gegensätze, weil er Gott ist.

Pindar und Heraklit bilden Höhepunkt und Ausgang der archaischen Periode; Pindar für die archaische Dichtung, Heraklit für die frühgriechische Philosophie, die nach den Urgründen des Werdens und Seins fragt.

Als besonderes Merkmal ist uns das Gesetz der *Polarität* in Leben, Dichten und Philosophieren entgegengetreten. Heraklit nennt es die zurückgewandte oder gegenstrebige Harmonie, Empedokles die einträchtige Zwietracht oder zwiefältige Eintracht von Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung. Die Polarität ist in der Tat das Urphänomen der Dramatik von Natur und Geist; sie herrscht durch alle Ordnungen des Seins hindurch und bildet in ihrem seltsamen Gegenspiel von Spannung und Lösung das Hintergründige, Geheimnisvolle, Dämonische alles Daseins überhaupt, insbesondere allen Lebens.

Wenn nun aber die frühgriechische Dichtung und Philosophie grundsätzlich in der Weltimmanenz befangen blieb — auch der Adelsnomos Pindars ist so zu deuten —, so greift der erste große griechische Tragödiendichter *Aischylos* mit seiner Zeustheodizee dar-



über hinaus und stellt an der Schwelle zwischen altem und neuem archaischem und klassischem Geist das menschliche Dasein und Schicksal an seinen gebührenden Ort: „Es ist so, weil es der Allbeweger, Allvollender Zeus beschloß; denn was könnte den Sterblichen ohne Zeus geschehen, was von alledem wäre nicht gottgefügt?“ (Aischylos, Agamemnon, Vers 1486 ff.)

Damit sind wir an der Wende zur klassischen Zeit angelangt. *Aischylos* bildet den Angelpunkt. Die griechische Tragödie wird das Menschenschicksal religiös klären: *Aischylos* wird in seinem Zeushymnos künden, daß der Mensch nach göttlichem Ratschluß „durch Leiden lernen“ müsse, *Sophokles* in seinem Kulturlied der Antigone mahnen, der menschliche Geist müsse trotz seiner Gewalt und Erfindungsgabe „das göttliche Gesetz achten“, und seinen Oedipus auf Kolonos die Hinfälligkeit alles menschlichen Glückes und die Un erforschlichkeit des göttlichen Willens künden lassen. Die griechische Philosophie wird in Platon zu Gott als der Idee des „Höchsten Gutes“ vorstoßen, Aristoteles wird Gott als letzten „Beweger“ streng wissenschaftlich beweisen und zugleich — als Frucht der Entwicklung der klassisch-griechischen Lehre vom Maße und von der Mitte, die aufs engste mit der frühgriechischen Lehre von der Polarität zusammenhängt — nach dem Vorgange Platons auf die vier Kardinaltugenden das System der Tugenden aufbauen. Die Stoa wird, zurückgreifend auf Heraklit, das Göttliche im Menschen und in der Welt als den ewigen Logos künden; Cicero und Seneca im besonderen werden den Tugendhaften als den wahren Weisen preisen. So wird die ganze Antike zum „Erzieher auf Christus hin“, wie Klemens von Alexandrien sagt.

Albert Heitlinger S. J.

## 25 Jahre Vatikanstadt

Vor fünfundzwanzig Jahren wurde die „Römische Frage“, die fast sechs

Jahrzehnte lang die Beziehungen zwischen Vatikan und Quirinal belastet hatte, endgültig bereinigt. Kardinalstaatssekretär Gasparri und Ministerpräsident Mussolini setzten am 11. Februar 1929 ihre Unterschrift unter die Lateranverträge, die in drei Einzelabmachungen, nämlich in einem Staatsvertrag, einer Finanzkonvention und einem Konkordat die Errichtung der souveränen Vatikanstadt (Civitas Vaticana — Città del Vaticano) brachten, als Entschädigung für den Verlust des Kirchenstaates dem Heiligen Stuhl die Summe von 1750 Millionen Lire zusicherten und die kirchenpolitischen Verhältnisse in Italien regelten.

Am 7. Juni 1929 traten die Lateranverträge in Kraft. Damit begann für das Papsttum eine neue Lage. Der erste Kirchenstaat wurde im Jahre 754 durch des fränkischen Königs Pippin Schenkung an Papst Stephan III. errichtet. Pippin gab dem obersten Bischof zum Hirtenstab das Fürstensenzepter. Die von den Franken besiegten Langobarden unter ihrem König Aistulf mußten ihre mittelitalienischen Eroberungen wieder abgeben. Dazu kamen noch Ravenna und das bisher Ostrom unterstehende übrige Exarchat. Der fränkische Abt Fulrad reiste im Auftrag seines Königs nach Rom und legte die Schlüssel von zwanzig Städten und eine Schenkungsurkunde des Frankenherrschers auf dem Grabe des heiligen Petrus nieder. So vollzog sich die feierliche Begründung des ersten Kirchenstaates. Unter dem Namen „Patrimonium S. Petri“ sollte die Herrschaft des Papstes der erste geistliche Staat des mittelalterlichen Europas werden. Es ist unnütz, zu rechten, ob die Bindung von Altar und Thron gut war — die päpstliche Souveränität bewahrte das Papsttum vor einer Unterordnung unter die weltlichen Mächte, mögen auch gewisse Zeiten wie die sieben Jahrzehnte von Avignon oder der Zwangsaufenthalt Pius' VI. in Savona auf Befehl Napoleons hin das Gegenteil zu beweisen scheinen.